

Im Hexenring.

Roman von **A. Schoebel.**

(4. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Hannah mußte sich gänzlich bei ihr einquartieren. Der Kopf wurde ihr schwer; denn an allen Sachen, die Tilla gehörten, hing der betäubende Duft, den das Mädchen schon von dem Schah her kannte, den ihr Tilla geschenkt hatte.

In der Nacht, da kam dann das Fieber, das Phantasieren, — wie der Arzt es vorausgesagt hatte.

Zitternd, erregt, horchte Hannah auf das geistliche Gemurmel, das von lauten Drohungen, von schrillen Angstschreien unterbrochen wurde, von den immerwährenden jammernen Rufem nach dem Sterben.

Und Entsetzen packte das Mädchen, wenn Tilla sich plötzlich hochrichtete beim Scheine des Nachtlichts, steif und gerade wie eine tote aus dem Sarge, und ihre Augen mit unheimlichem Ausdruck in Hannahs Gesicht bohrte. Unter schrillum Lachen rief sie dann wohl: „Gold! Kleines Mädchen! Nur Gold bindet, keine Seide.“

Was konnte sie damit meinen? Sprach sie im Fieber? Redete sie irre?

Und zitternd rettete Hannah ihre Gedanken zu der gelben Wiege hinüber, — zu dem, der zwischen leuchtenden Blütenkerzen wohl auf sie gewartet hatte, wie sie im Traume auf den Bräutigam.

Am zweiten Tage in der Dämmerstunde klopfte es seltsam verstockt und verhalten an die Tür von Tillas Zimmer. So klopfte die dralle Magd nicht, auch die Wirtin der „Forelle“ klopfte nicht so.

Hannah löste ihre Hand behutsam aus den Fingern der Schlafenden, streifte die Schuhe von den Füßen und schlich auf den Zehenpitzen zur Tür. Keine Diele knackte, — ein vorsichtiger Druck, und Hannah hob den Kopf durch den schmalen Spalt.

Im Winkel draußen, den der Flur hier bildete, stand es, klein, erbärmlich, noch geduckter als sonst. Der Degenklucker. Im gestreiften Anzug, mit feuerroter Krabatte.

Hannah hatte ihn noch nie so recht aus der Nähe gesehen und erschrak bei seinem Anblicke. Die hohlen Augen, die herausgedrehten Knochen, — kaum noch Haut darüber.

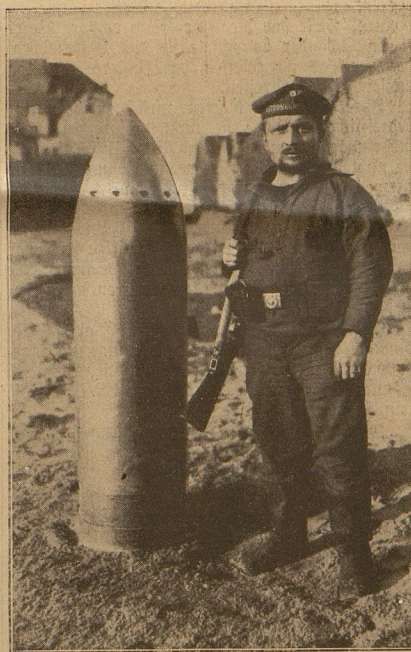
Er beugte sich vor. Er tat eine Frage. „Wie sieht's mit der Kranken?“

Ein Seufzer. Hannah schob sich vollends durch den Türspalt und stand vor dem Gaukler. „O schlecht, schlecht! Wenn nur der Doktor noch käm vor der Nacht!“

„Der Doktor! Der Doktor! Was weiß der von

solch einer Kranken! Kennt der etwa das schöne Fräulein da drin? Hat er ihr die Augen ins Innerste gebohrt, wie ich? Die ist krank schon lange — an der Seele.“ Der Atem kam ihm in Stößen, heiß. Gierig funkelten seine Augen. „Nach wem ruft sie im Fieber? Wessen Namen schreit sie?“

Hannah ließ die Arme hängen. „Ich liege und horche, aber selten verstehe ich ein Wort. Sie murmelt immerfort, immerfort. O, das ist gräßlich! Und wenn ich ihr ein Pulver geben will,



Ein englischer Riesen-Blindgänger.

38,5 cm Stahlgranate von 14 Ztr. Gewicht, 1,48 m Länge.

schlägt sie danach. Aber am gräßlichsten ist's, daß sie — Ah, Herr Degenbesitzer — in ihrer Angst und Verlegenheit flog ihr das Wort von den Lippen. „Schlucker“ wagte sie nicht zu sagen, und beim Namen kannte sie den armenföhligen Nicht. „Ah, Herr Degenbesitzer.“ — Hannah brach in Tränen aus. — „Sie will sterben!“

Er stieß etwas wie einen Fluch aus. „Liegt auf einem Federbett, trägt Gold an den Händen, sitzt vorm gefüllten Futternapf. Und will sterben —!“

Hannah schluchzte. „Aber sie ist doch gewiß so schrecklich unglücklich!“

„Hjemenanten! Hunger ist Unglück. Und Frost. Und — und betteln müssen. Sonst nichts. Garnichts. Und solch schönes Fräulein meint's auch gar nicht ernst damit.“ Er schluckte ein paarmal, die Nungeln an seinem Hals gerieten in Bewegung. „Sollte nur 'mal den Tod erlebt haben, wie sie sich da antrallen würde an einen Strohhalm, wenn er sie nur ins Leben zurückbrächte.“

„Den Tod erleben?“ Hannah riß erschrocken die tränengefüllten Augen auf. „Kann man denn das?“

„Man kann's.“ Seine Stimme wurde dunkel, wie es gut tut, zu leben, wie es gut tut, haben und herausgezogen worden sein, man kann am Handhaken gebaumelt haben und wieder abgeknitten sein —“

Hannah fing an, am ganzen Leibe zu zittern.

„O, Herr Degenklucker,“ sagte sie jetzt, ganz ohne zartfühlende Verschleierung, „das ist entsetzlich.“

„Entsetzlich ist's. Aber man weiß doch danach, wie es gut tut, zu leben, wie es gut tut, ein Stück Brot geschenkt zu kriegen, — ohne Butter drauf meinetwegen, aber von der Sonne beschienen.“ Seine grauen Wimpern fingen an zu zittern, ein Gurgeln drang ihm aus der Kehle. „Hat sie Eltern?“

Hannah nickte. „Eine Mutter. Aber nie hab' ich einen Brief an sie zur Post getragen.“

Der Gaukler reckte sich auf. „So muß sie gerettet werden — um der Mutter willen.“ Er rieb an seinem Kinn herum. „Aber vorher muß sie sterben.“

Hannah wollte an ihm vorüber, um die Forellenwirtin herbeizurufen in ihrer Angst.

Er las ihre Gedanken. „Keine Furcht, kleines Mädchen! Und die Forellenwirtin würde mich nicht hindern. Der hab' ich den Sohn auf die Beine gestellt. Hier bleibst Du und mußt nicht, und tußt, was ich Dir sagen werde.“

Mit drei Sprüngen war er auf der Treppe, die nach oben führte, in sein Kammerlein.

Hannah stand allein vor Tillas Tür. Sie rang die Hände. Zum ersten Male dachte sie, daß das Leben schrecklich sein könne, voller Not und Drangsal.

Wenn doch die Tilla nicht krank geworden wäre, oder sich an eins von den Malfräuleins gehängt hätte mit ihrer zähen Liebe! Sie hätte dann auf der gelben Wiege stehen können, neben ihm, der die Züge eines Erzengels trug, — statt voller Grauen zu warten auf den gelben, vertrockneten Gaukler mit seinen Herzenkinsten.

Hannah ächzte. Was würde passieren? Was hatte der unheimliche Mensch vor?

Zimmer schattiger wurde es im Flur. Die Dämmerung rückte vor.

Vielleicht lehrte eine von den Damen zufällig

früher heim, oder der Professor. Die Forellenwirtin und die Magd, die steinten Kirriden aus, die hatten die Hände voll blutroten Saftes, von denen würde jetzt keine kommen.

Das Mädchen wandte den Kopf. Drinnen stöhnte es und rief. Tilla schien aufgewacht zu sein.

Schon wollte Hannah die Tür aufdrücken, da vernahm sie ein Geräusch. Wie das Platteln von mächtigen Flügeln Klang's...

Auf dem Treppengeländer kam es herabgestaut, blitzschnell, schwarz verumhüllt und gräßlich.

Das Mädchen brach fast in die Kniee und streckte abwehrend die Hände aus.

„Ich bin's," sagte da die Stimme des Gauflers, — sehr sanft, beruhigend, mild. „Jetzt hab' ein starkes Herz, kleines Mädchen, und fürchte Dich nicht." Ein dürrer Knochenarm griff nach der Kapuze des weiten, knitternden Gummimantels. „Schrei nicht auf, — es ist nur Schminke."

Hannah stockte der Atem in der Brust. Sie preßte beide Hände auf die Lippen. Mit weißer Farbe hatte der Gaufler sein abgekehrtes Gesicht in eine Larve verwandelt, in einen Totenkopf. Der leuchtete durch die Schatten der Dämmerung. „Nun mach' die Tür auf!"

Voller Grauen, aber wie gezwungen, gehorchte Hannah. Zitternd, langsam öffnete sie die Tür.

Das weiße Lager schimmerte. Die Kranke warf sich auf ihrem Lager hin und her und rief, ihre langen Zöpfe bäumten sich wie Schlangen: „Laßt mich sterben — ich will nicht mehr leben — ich will nicht!"

Hannah blieb draußen im Schatten, im Winkel. Zitternd lauschte sie. Es wurde ihr so faherlich, daß sie sich niederdrückte. Jetzt hörte sie drinnen die Stimme des Gauflers. Dann war es, als ob Tilla antwortete, leise stöhnend. Plötzlich schrak sie zusammen. Tilla hatte drinnen im Zimmer laut und verzweifelt aufgeschrien — es war nur ein Wort gewesen, aber durchdringend, markerschütternd. „Mutter! Mutter!" hatte Tilla in ihrer Herzensangst geschrien. Sollte sie ihr beistehen gegen den unheimlichen fremden Menschen, sollte sie — doch sie wagte nicht, sich zu erheben, sie fürchtete sich vor dem unheimlichen Menschen.

Da hörte sie, wie die Tür leise aufging. Der Degenkluder mußte wieder herausgekommen sein, denn er berührte sie.

„Geh' hinein jetzt. Gib ihr Wasser. Und vor allem — zünde Licht an!" sagte er, dann huschte er die Treppe hinauf.

Zitternd wandte das Mädchen ins Zimmer hinein. Licht flammte auf. Jetzt drehte sie sich um.

Auf dem Lager lag Tilla, lang ausgestreckt, die Augen geschlossen, — weiß und still.

* * *

Entsetzt beugte sich Hannah über die Kranke. Sie war tot! Gestorben vor Schreck über die furchtbare Erscheinung. Entseelt durch die Drohungen, die die hohle Stimme ausgestoßen hatte!

Das Mädchen weinte in sich hinein. Was sollte sie nun anfangen? Angst wollte sie fortreiben von der Leiche, und eine übermächtige Anziehung bannte sie wiederum neben das Lager.

Der Schimmer des kleinen Lämpchens flackerte über das bleiche Gesicht der Toten hin. Wie schwarze Trauerbänder faßten die langen Haarsträhnen die durchsichtigen, wunder schönen Züge ein.

Hannah blühte sich und wollte die Hand küssen, die auf der Decke ruhte, schmal und weiß wie das Leinentuch.

Die warmen, lebensvollen Lippen näherten sich bebend der Totenhand — zuckten dann zurück. Eine schwarze Schnur da ums Handgelenk! Wie gräßlich! Aus Menschenhaar geflochten, — vielleicht gar aus Leichenhaar...

Jetzt drückten sich Hannahs Lippen doch auf die zarte Hand: Arme, schöne Tilla! Nun war sie wirklich stumm. Stumm für ewig.

Plötzlich fuhr Hannah auf. Die Hand, die sie geküßt, — die war feucht und kalt, — aber nicht starr, nicht leblos. Sie war weich, sie hatte sich geregt.

Mit weitauferiffenen Augen beugte sich das Mädchen über Tillas Gesicht. Unter den geschlossenen bläulichen Lidern drängte es sich hervor. — Träne auf Träne, — und rann und rann —!

„Fräulein Tilla," flehte Hannah, und das Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf. „Fräulein Tilla, wie ist Ihnen? Fräulein Tilla!"

„Hanne," murmelte es ihr zu. „Hanne, — warst Du immer im Zimmer? Hast Du hier neben mir gesessen den ganzen langen Nachmittag?"

Hannahs Augenlider drehten sich. Sie dachte an den Degenkluder. Und ihr war's, als dränge er sie, die Frage nicht zu verneinen, — als dränge er sie, seiner Gauflerei den Hintergrund der Wahrheit zu geben. Sie schlug die Augen nieder. „Ja," bestätigte sie leise.

„Hanne! War jemand im Zimmer? Hast Du jemand gesehen? Sag's mir, Hanne!"

Ein Zögern. Ein Zaubern. „Nein!"

„Dann hab' ich geträumt. O, gräßlich hab' ich geträumt, Hanne, ich kann's nicht sagen, wie gräßlich!" Sie legte sich auf die Seite und schob ihre Decke zurück. „Ich hab' nämlich geträumt, Hanne, geträumt —"

Plötzlich fuhr sie hoch. Ein dumpfer Laut brach von ihren Lippen. Sie schüttelte sich und sank dann zusammen. Sie hatte die Schnur berührt, die ihr linkes Handgelenk umschloß, elastisch und doch fest wie ein Ring. „Ich hab' nicht geträumt!" Die Augen der Kranken rollten. „Alles ist Wahrheit — Gott erbarme sich meiner!" Sie hob die linke Hand empor. Unter einem Schauer betrachtete sie das Wahrzeichen, das der Tod ihr gelassen, das finstere Andenken an sein Vorüberstreifen.

Ihre Gedanken kehrten zurück zu dem Unbegreiflichen. Hatte sie nicht verprochen, nicht mehr nach ihm zu rufen, dem Unerbittlichen, hatte sie nicht Buße gelobt, Sühne, und damit das Erbarmen des Erbarmungslosen erkauf't? Hatte sie nicht verprochen, zu ihrer Mutter zurückzukehren, ihr die Tränen zu trocknen? Und dann — dann hatte ihr der Tod — ja, der leibhaftige Tod war es gewesen — im Vorbeigehen die Schnur über die linke Hand gestreift. Es war entsetzlich gewesen.

Ihre Arme streckten sich plötzlich aus. Sie klammerte sich an das Mädchen. „Hanne, o Hanne, — wenn Du wüßtest, — wenn Du ahnen könntest! Hanne, bleibe bei mir. Steh' mir bei. Du bist rein, Du bist unschuldig!"

„Ach, Fräulein Tilla, liebste Fräulein Tilla! Regen Sie sich nicht auf. Alles wird gut werden — Hannah preßte ihr weiches Gesicht in Tillas dichtes, feuchtkaltes Haar. „Gewiß ist es die Krissis gewesen, von der der Herr Doktor heute früh gesprochen hat, daß sie vielleicht eintreten würde. Gewiß, die Krissis war's."

Tilla schüttelte den Kopf. „Nicht die Krissis, Hanne. Etwas ganz anderes war hier. Ach, Hanne, hilf mir doch gesund werden. Ich möchte so gern gesund werden!" — Sie richtete sich auf in des Mädchens Arm, sie ließ ihren Blick in die dunklen Ecken schweifen, als könne dort der Gewaltige sich verbergen. — lauschen, — horchen. Der Gewaltige, der seine Hand nach ihr ausgestreckt hatte. Und mit Anstrengung stieß sie's hervor: „Ich muß gesund werden!"

„Ach, liebste Fräulein Tilla!" Hannah jauchzte es beinahe. „Dann nehmen Sie doch von den neuen Pulvern. Sie haben sie mir heute früh aus der Hand geschlagen. Bitte, bitte, nehmen Sie —"

„Gib her. Und Wasser. Viel Wasser, — ich verbrenne ja —"

Das Mädchen sprang zum Tische, klapperte mit Gläsern und Flaschen. Nun zitterten ihr die Hände vor Freude.

„Hanne —" Die Kranke hatte eingenommen und sich am Wasser gelabt. „Hanne, willst Du mir einen Gefallen tun und Dein Bett für die Nacht ganz nahe an meins heranrücken? Ja? So nahe, daß ich Deine Hand fassen kann?"

Das Mädchen nickte. „Gern, Fräulein Tilla. O gern. Und wenn Sie etwas wünschen sollten, oder sich fürchten wegen Ihres gräßlichen Traums, Fräulein Tilla, — dann, dann wecken Sie mich nur. Aber besser wär's, Sie schliefen einmal so recht, recht fest und tief."

Tilla tastete über ihren Körper hin. „Ich glaube, Hanne, Du wirst mich umziehen müssen. Ich liege ja wie gebadet in Schweiß. Jetzt erit mir ich's."

Hannah ging eilig zum Schranke hinüber und drehte den Schlüssel um. Es schlug ihr entgegen, betäubend, schwer. Ein süßlicher Duft. Sie drehte den Kopf zu der Kranken zurück. „Ach, Fräulein Tilla, — dürfte ich Ihnen vielleicht ein paar Stücke von meiner Wäsche herunterholen? Grob ist sie ja und ohne so schönen Spitzenbesatz. Aber, Fräulein Tilla, ich glaube, der Geruch — Ich weiß es von dem silberstreifigen Schale her, — der Geruch macht Träume. Am liebsten tät' ich auch Ihr Kopfpolster frisch beziehen."

„Du hast recht. Ich werde besser schlafen können ohne den Duft. Und die Flasche, Hanne, die auf dem Fensterbrette steht, die große geschliffene Flasche, — die schütte morgen irgendwo im Garten aus, hörst Du? Ich mag den Geruch nicht mehr um mich haben, nicht mehr erinnert sein an —" Sie zog die Decke hoch hinauf. „Hol' mir rasch Deine Wäsche. Komm' bald wieder." Hannah schlüpfte frisch beziehen.

Aus dem Schattwinkel nahe der Tür trat der Degenkluder ins spärliche Licht des Flursämpchens, das inzwischen angezündet worden war. Heruntergewaschen hatte er die grauenbelle Larve, abgetan den rauchenden Mantel. Kernlich, geduckt, dürr, stand er da, im gestreiften Anzug, mit feuerroter Krawatte. Aber, wie es Hannah erscheinen wollte, jauchzender im Gesicht als vorher.

Nun lachte ihm das Mädchen zu. Ihre Augen tanzten förmlich.

Er zwinkerte listig. „Hab' euch schon zwischern hören, ihr Zeißige. Meine Anfrütelung scheint angeschlagen zu haben. Wenn sie nun noch in einen großen Schweiß fallen könnte —"

Hannah zog ihn mit sich. „Hab's eilig! — muß von meiner Wäsche herunterholen. Klatschnach ist ihr Hemd." Sie winkte mit dem Kopf nach der Tür hin. „Sie ist nämlich schon in einen großen Schweiß gefallen."

„Während meiner pompösen Szene? Prachtvoll! Prachtvoll! Niemals konnt' ich solchen Erfolg verzeichnen, als ich noch auf den Brettern stand." Er hüpfte leicht neben ihr die Treppentufen hinauf. Sie hatte das Flursämpchen von der Wand genommen und leuchtete. Oben auf dem Absatz machte er eine großartige Bewegung und ging mit majestätischen Schritten vor ihr her.

„Auf was für Brettern?" forschte Hannah.

„Auf den Brettern, die die Welt bedeuten, schönes Kind. Auf den Brettern der Bühne."

„Sie waren beim Theater, Herr Degenbesitzer?" Hannah riß die Augen weit und erstaunt auf.

„Zu dienen, ja. Häit' ich sonst dem klugen Fräulein da unten so faulstidig Sand in die Augen streuen können? Na, und meine größte Talentprobe, kleines Mädchen, von der will ich Dir erzählen —"

Hannah hatte die Tür zu ihrem Kämmerchen aufgestoßen.

„Darf ich eintreten in dieses Heiligum?" Er blickte sich um. „Willkommen, süßer Dämmer-schein!" — Nein, das hieß lästern. Müdest Du nie den Namen „Greichen" verdienen —"

Er sah zu, wie sie beim Scheine der kleinen Lampe ihr Köpfchen aufschloß und fründend darin zu suchen begann. „Darf ich mich als Gepäckträger anbieten?" Er nahm ein Wäschepacker in Empfang. „O, mir liegt jede Rolle. Aber die Probe meines Talents,

die ich täglich vor mir selber ablege, kleines Mädchen, nun schon viele, viele Jahre lang; niemand merkt mir's an, — nicht die neunmal flugen Malsfräuleins, nicht der hochmütige Herr Professor, — daß ich guter Leute Kind bin, — daß ich einmal unterm eigenen Dache geschlafen habe. So gut kann ich Theater spielen, kleines Mädchen!"

Er nahm ein sauber gefaltetes Leinentuch in Empfang. „Dieses Laitich willst Du mir noch aufbürden? Blütenweiß und kühl? Soll es den Gedanken in mir wecken an die Stunde, da ich in solchen letzten Pomp gehüllt auf dem Schragen liegen werde, — endlich ohne Maske?"

„Gott, Herr Degenbesitzer, reden Sie doch nicht so schreckliche Sachen daher.“ Sie blickte auf zu ihm. Nuzztiger, zerrissener, verjunkener sah seine Züge aus unter dem ungewissen Lampenscheine. Sie dachte nach. „Könnte ich Ihnen denn gar nichts zuliebe tun, Herr Degenbesitzer?"

Sie trante häufig zwischen ihren Sachen herum. „Sehen Sie, da kommt mir gerade meine Sparbüchse in die Hände —“ Sie hielt ihm ein rosiges Glückseligweiden aus Blech entgegen, in dessen geräumigen Bauche sich's rührte. „Leer hab' ich's mitgebracht, — nun klappert's drin. Fast alle die Fräuleins haben mir schon etwas geschenkt, sie lassen ihre Sachen gar arg herumfahren, und ich muß dann danach suchen, suchen.“

Der arnselfige Menich betrachtete liebevoll das kostbare Tier. Aber er widerstand der Versuchung. „Nein, Fräulein Hannah, den Bettler, den möcht' ich nie wieder in meinem Leben spielen. Gab's nur einmal getan, ehe ich das schöne, kühle Bad im Fluße nahm, das sie mir dann auch nicht einmal gönnt.“

„Herr Degenbesitzer, ich muß Ihnen etwas zuliebe tun!“ Hannah schloß ihr Köpfcchen zu und richtete sich auf. „Sehen Sie, der Mutter von dem Fräulein Tilla, der kann ich doch Ihre Wunderkur nicht verraten.“

„Um Gotteswillen! Zu keiner Menschenseele ein Sterbenswort darüber! Alles wäre ja hin und verborben!"

„Zu keiner Menschenseele ein Sterbenswort.“ wiederholte Hannah feierlich und streckte drei Finger hoch zum Schwur. „Aber sagen Sie mir, bitte, bitte, was ich für Sie tun könnte. Lieber, einziger Herr Degenbesitzer.“

Er wandte sich der Treppe zu. „Was Sie für mich tun könnten, Sie liebes, unschuldiges Kind Sie?" Nezt knarrten die Stufen unter seinem Schritte, so schwer war der plötzlich geworden.

„Vergessen Sie die schöne Szene nicht, die ich Fräulein Tilla vorhin vorgespielt habe. Ich meine, auch ohne schwarze Haarschmür werden Sie an die Erinnerung gebunden sein. Und wenn's Ihnen vielleicht einmal so scheinen sollte, als ob das Leben auf diesen Planeten nicht viel wert sei, dann — dann —“ Es zuckte und weiterte in seinem Gesicht. „Dann, kleines Mädchen, dann denke dran, daß es einen arnselfigen Menschen gegeben hat, der mit den Hunden um Futter gewühlt hat im Kehricht, und der doch Gott gedankt hat, als man ihn aus der großen Dunkelheit, die er freiwillig gesucht hatte, noch einmal ans Sonnenlicht zog.“

Sie standen unten. Er reichte ihr das Wäschepaket und winkte mit den Augen nach der Tür hin, die zur Trinkstube führte. „Da hinein muß ich jetzt, die heilige Kunst ist bereits eingezogen und erwartet meine Purzelbäume. Adieu, kleines Mädchen.“

Am anderen Tage gab's Jubel, gab's Freude. Hannah hatte die Erlaubnis bekommen, am Nachmittag wieder in den Wald zu gehen. Sie sollte sogar hinüber. Der Doktor hatte ein Nachwort gesprochen, und dagegen kam nichts auf. Keine Selbstbezwingung, keine freiwillige Entfugung. Er hatte der blassen kleinen Negerin das Geständnis abgeleckt, daß sie nun schon die dritte

Nacht am Krankenbette gewacht habe, um sich erst in der Mittagsstunde etwas Schlaf zu gönnen.

Das scharfe Auge der Forellenwirtin hatte noch am Spätabend des Tages, der die große Besserung herausgeführt, dem Degenklucker angemerkt, daß er irgendwie und irgendwie eine Mine habe springen lassen. So aufgekratzt zeigte er und sein Saitenspiel sich nicht beim alltäglichen oder vielmehr allnächtlichen Wirken vor versammelter Malschule.

Alle Puppen hatte er tanzen lassen, und gesprungen war er, als wolle er sich durch die veräucherte Decke der Trinkstube zur „Forelle“ in reinere Regionen hinaufschwingen.

Von den anderen unbemerkt, hatte die Wittib sein Steingutstöpschen anstatt mit Dinmbier immer wieder mit Wein gefüllt, und noch in der nämlichen Nacht fand er vor seinem Bett eine ansehnliche Versammlung von Flaschen, die ihn an längst verjunkene Tage kurzen Glanzes erinnerten, und deren Geist er dem der vereinigten Malschule bekräftlich vorzog.

Tilla hatte schon am Vormittag nach dem gesegneten Traumerlebnis — gestärkt durch einen fast zehnstündigen ununterbrochenen Schlaf — ihrer Mutter geschrieben. Nur ein paar Worte vorläufig. Aber sie mußten Bedeutames enthalten; denn die Kranke eruchte zugleich die Forellenwirtin, ein freundliches Zimmer bereit machen zu lassen; es sei nicht ausgeschlossen, daß ihre Mutter schon am nächsten Tage zu ihrer Pflege eintreffen werde.

Mit trahlendem Gesicht und einem zwinkernden Blick zum Degenklucker hin, der im Dorweg der „Forelle“ stand und Festsittchen in Mäusefallen einzog, — tänzelnd und vor sich hinjummelnd, hatte Hannah den Brief zur Post getragen. Dann war sie rasch in den Garten gesprungen, um einen Strauß zu pflücken, den sie Fräulein Tilla vors Bett stellen wollte. Einen Strauß, der lachte, der nichte, — einen Strauß, der lachte: „Draußen ist's schön, — ich komme von draußen. Steh' auf, — tritt hinaus —!“

Wanzigmal blickte sich Hannah. Sie konnte nur Blumen brauchen, die wirt waren und nicht sehr dufteten. Von der „Braut im Haar“ wandte sie sich ab. Wozu die arme Tilla kränken! Die hatte doch sicher einen traurigen Liebeshandel hinter sich; war vielleicht gar verlassen worden.

Einen Herzschlag lang stand das Mädchen sinnend still. Dann griff sie nach Studentenblumen, nach Bergisweinnicht und Balsaminen, nach Stiefmütterchen und dem lustigen, windigen Flor.

Die Essenz aus der geschliffenen Flasche, die hatte sie schon am frühen Morgen heimlich in den Kehricht geschüttet. Die Hauskatze, die ihr schurrend nachgeschlichen war, hatte sich in gewaltigem Saue davongemacht, als sich der Duft ausbreitete.

* * *

Nach dem ein für allemal auf zwölf Uhr festgesetzten Mittagessen, — den Malsfräuleins lag diese Stunde besonders gut, weil ihre Arbeitszeit dadurch in zwei gerechte Hälften geteilt wurde, — nach dem Mittagessen war Hannah in ihr Kämmerchen hinaufgeschlüpft und hatte geschlafen, geschlafen, — wie gewiegt, um mit blanken Augen so recht springmunter aufzuwachen.

Ihr Blumenkleidchen war inzwischen von der Magd frisch geplättet worden, — ihre Haarkrone drehte sie selber zierlich auf und stillpte das alte schwarze Deckelchen darüber. Aber die Nadel, die goldene Nadel vom Klaus, die tat sie nicht an heute. Sie vergaß sie...

Nun galt es, den geliebten Matrosenhut fortzuschaffen. Wieviel Vorwürfe hatte sich das Mädchen schon über die tagelange Zurückbehaltung fremden Eigentums gemacht! Für wie vergeßlich und nachlässig mußte der feine fremde Herr sie halten, zumal er ihr gesagt hatte, daß er nur den einen einzigen Hut besäße. Gewiß hatte er sich

nun ein Taschentuch um den Kopf geknotet zum Schutze gegen die Sonne.

Freilich, wunderschön war's gewesen, wenn er seinen Hut selber abgeholt hätte. Er wußte ja, daß sie in der „Forelle“ wohnte. Und eigentlich hatte Hannah auch gedacht, daß er kommen würde. Sobald ein ihr nicht bekamter Schritt im Gange schallte, war ihr der Herzschlag ausgeblieben. Das mußte er sein! Siderlich! Den Hut, er brauchte ja den Hut!

Aber es war immer Täuschung geblieben. Sorgfältig senkte Hannah das geborgte Kleinod, sauber eingehüllt, auf den Grund eines Körbchens, das sie schon öfters zum Vereenjuchen mit in den Wald genommen hatte.

Noch ein Blick in den handgroßen Spiegel, noch ein Zupfen am Kleide, dann ging's die Treppe hinab zur Forellenwirtin.

„Adieu, adieu! Ich springe noch rasch zu Fräulein Tilla.“

Im Krankenzimmer saß die gute Biene an Hannahs Platz. Sie dubete nicht, daß das Mädchen heute auch nur die Rippen aufschüttelte. Sie trieb zum Aufbruche.

Auch Tilla winkte und lächelte matt.

Mit federleichtem Herzen ging's nun fort durch die Felder, — wie auf Flügeln. Aber zum Pflücken von einer Handvoll der wunderschönen bläulichroten Wohnblumen mußte Zeit sein! Eine Wohnblume, die kam ja im Wärdchen von den wilden Schwänen vor, vielleicht konnte sie Platz finden auf dem neuen Bilde, von dem der Maler gesprochen hatte.

Hannah blieb plötzlich stehen. Wer sagte ihr denn, daß sie ihn überhaupt heute auf der gelben Wiese treffen würde? Nach joviell Tagen! Und nachdem sie ihm seinen Hut nicht zurückgebracht hatte!

Auf ihre leuchtende Freude fiel ein Schatten. Der feine Herr würde gerade Lust haben, ein arnselfiges Ding, wie sie es war, zu erwarten. Der ließ sich wohl andere Dinge durch den Kopf gehen. Aber er hatte ja keinen Hut! — Wie schrecklich! Es stieß Hannah förmlich vorwärts. Dort der Graben, trockengelegt von der Sonne, — nein, heute ging sie nicht in der Irre. Nur kam ihr der Weg viel, viel länger vor als am Abend, da sie ihn mit dem fremden Maler zusammengegangen war. Ob sie auch wirklich die rechte Richtung einschlug?

Ein paar ungewisse Blicke. Nezt atmete sie auf. Die Einsprengung von Birken neben der kleinen Dichtung drüben, die tiefe Schneie dahinter — schon schritt sie hindurch. Nezt wieder ein Graben, — nun Buchen, Buchen wie Säulen aus dunklem Silber.

Die gelbe Wiese mußte nahe sein. Sie riß das schwarze Hutbedelchen von ihrem Kopfe. Mit dem garstigen Dinge mochte sie sich ihm nicht zeigen. Sie zupfte an ihrem Haarkrönchen.

Nun bog sie ein paar starre, dunkle Wachholderzweige auseinander: die Wiese! Die Königskerzen! Noch höher waren sie geschossen unter der brennenden Sonne der letzten Tage, — ihre Blätter hatten sich gebreitet. Und am Ausgange des gelb leuchtenden Feldes, am Ausgange, da stand etwas, das nicht darauf gewachsen war — da stand eine Staffelei. Und hinter der Staffelei — Der Atem verging ihr.

Sie slog zwischen den Stauden hin, aus ihrem Körbchen den geliebten Hut hervorreichend und ihn mit den Wohnblumen zugleich schwenkend. „Ihr Hut!“ rief sie schon von weitem. „Ich bringe Ihnen Ihren Hut. Und verzeihen Sie mir tausendmal, daß ich nicht eher kam.“

Die Staffelei schwankte hin und her, einen so heftigen Stoß hatte sie unversehens erhalten.

Das Kind, das da herüberkam, den dunkelgrünen Wald hinter dem leuchtenden Haarkrönchen, — wie reizend war es doch!

(Fortsetzung folgt.)

Smyrna und Ephesus.

Erinnerungen von E. Vely (Berlin).

Bomben, Torpedozerstörer, Geschieße seit Ende Januar an „Aliens entlegener Küste“. — Der Golf von Smyrna in steter Beunruhigung durch Franzosen und Engländer. Die kleinen Dörfer Achirkos und Amelik litt, und Ephesus hatte während dreier Tage die härteste Beschiebung und manchen grausamen Treffer. Noch nicht lange, und jene beiden Nationen gehörten zu denen, die Waren heischend, mit lustig besaggen Schiffen in den Hafen einliefen, an dessen Eingang sie jetzt ihre feuerpeinenden Geschosse auf friedliche Ortschaften richten.

Smyrna ist die Stadt der Teppiche, der Feigen und der schönen Frauen. Der Ruhm aller war über das Erdrund geflogen. Kein wohlhabendes Haus, in dem man nicht mit Behagen auf den „Smyrnaer“ trat. Die Frucht des Baumes, aus dem sich Adam und Eva ihre ersten Kleider anfertigten, schätzte man als von dem kleinasiatischen Gestade komend, besonders hoch.

Die strahlende morgenländische Schönheit der lebhaften Smyrniotinnen vergißt nicht, wer sie geschaut: Dunkle, mächtige Sammetaugen, regelmäßige Züge, ovale Gesichtsförm, granatglühende Lippen, schlanke Gestalten. Die Völkermischung ist hier eine stets wechselnde, glückliche gewesen, um dies Ideal, das die Levantinerin darstellt, nach Tausenderten auf das Postament zu heben: Sieh her und bleibe deiner Sinne Meister! Gar manchem Abendländer sind sie gefährlich geworden, die schönen Smyrniotinnen, den Augen eine wunderbare Freude. Ob Herz und Hirn zu besonderer Betonung kommen, bleibt eine offene Frage. Diese Schönheit verlangt nach glanzvollem Rahmen, und an Vertiefung geht sie mit kindlicher Unbefangenheit vorüber.

Aber nun haben die Töchter der Golfstadt — ihre Einwohner bestehen zum größten Teil aus Griechen und Juden, die Türken sind in der Minderzahl — die Wahrnehmung machen müssen, daß die bewundernden und verbenden Franzosen statt feuriger Blicke glühende Geschosse warfen. Daß die goldprokenden Angeln statt auf die gefüllten Beutel zu schlagen, Augen durch die Luft sandten.

Ich gedente der einstigen Fahrt zu Aliens entlegener Küste. Sie ging immer auf homerischen Wasserstraßen: Sonnenbestrahl Tantalus Grab — „Es fürchte die Götter das Menschengehölle“. — Der Niofels! So viel Leid, daß es erstarren machte, kein Menschenherz es weiter tragen konnte. „Ephesus! Pergamon! Troja!“

Im ganz leisen Abendlütchen rauschte die Harfe des blinden Sängers. Und die unbeholzten Berge mit scharfen Umrissen standen, wie in all den jagenhaften Zeiten, und weiße Ortschaften schimmerten herüber. Menschen bewegten sich und Herden weideten. Sind das königsabkömmlinge? Sind es Sprossen der Barbaren, die hier verwühten? Das Schiff glitt, und das Wasser rauschte. Dann, im Abendschein, die herrlich von Berghöhen umkränzte Bucht. Terrassenförmig steigen die Häuser Smyrnas auf; hellen Tons, freudig wirkend. Es weht wie eine besondere Stimmung herüber. Hier muß es sich gut leben lassen. Soviel bunte Schiffe im Hafen. Flaggen aller Länder, die wegen Teppichen und Feigen kommen. Ueber dem allen der Abendhimmel mit tausend Farben, vom blühendsten Gold bis zum schimmerndsten Silber — zarte Fönung des Grün, Gelb, sprühender Purpurglanz. Endlich alles übergehend in die schönste Nachdämmerung, wie sie der Orient so herrlich hat — und sich da mit dem höchsten Norden begegnet.

Gesegnete Gestade! Aber ob die, die dort wandern und täglich dies Schauspiel genießen, wohl einen Reflex seiner Schönheit fühlen, wie die Zureisenden aus grauen Nordländern?

Weit über zweihunderttausend Einwohner schätzte man damals die schöne Stadt, als ich sie sah. Sie hatte im Altertum schon einen klingenden Ruhm. Handel und Wandel verbanden sie mit fernem Ländern. Eine Metropolis thronte über den Küstervellen, die an die Bergwände schlugen. Heute beherrscht sie eine Zitadelle. Das griechische Kreuz ragt; Moscheentüppeln und Minaretts stehen — dort klingen Glocken, hier ertönt der fast klagende Ruf des Muezzin: „Allah ist groß, und Mohammed ist sein Prophet. Kommet zum Gebet!“

Immergrüne Baumgruppen standen, Blumen blühten in köstlicher Pracht. Vornehme Villen lagen in märchenhafter Umrahmung; in engen Gassen handelte man. Equipagen fuhren — Gelein trabten, und Kamele schritten ergeben wie Philosophen. Hin und Her von Lastbooten im Hafen. Unverständliche Rufe der reichen Arbeiter flogen durch die Lüfte. Wenig Damen zu Fuß. Frauen aus dem Volke, verschleiert und unerschleiert — immer diese großen, mandelförmigen, jammerweiden Augen. Blumenmädchen traten in Erscheinung, Jugentändel für die Fremden — denn hier sproßt ja alles in üppiger Freiheit und kann am Wege gepflückt werden; nur jene kaufen. Der Teppichauslagen in den Geschäftstraßen, wie bei uns in Schaufenstern, suchte, der war enttäuscht. Großhandelsläufer mit kleinen, dunklen Eingängen, Magazine. Die Amerikaner, die an Bord uneres Sapagischiffes „Fürst Bismarck“ waren, wurden von den schlauen ansässigen Führern sofort aufs Korn genommen, und die Zauberworte Störbes und Utsch — Orte im Innern der Provinz, wo die berühmten Smyrnaer gewebt werden — taten ihre Schuldigkeit, Kauflustige zu finden.

Eine Gruppe, der es weniger ums Kaufen an Ort und Stelle, mehr ums Schauen nach dem Besonderen von Land und Leuten zu tun war, machte sich zu einem Besuch bei den heulenden Derwischen auf. Ihre Zelle, ihr Kloster, lag neben einer Moschee. Es war ein Freitag, ein Tag, an dem die „heiligen Männer“ ihre Andachtsübungen besonders feierlich gestalten. Eine große Gruppe saß rauchend in einem Saal zusammen. Durch die offenen Fenster schauten wir Fremden hinein. Weniger beachtet als die Luft.

Unser Diresführer leitete für uns Abendländer die Verhandlung mit dem „großen Derwisch“. Durften wir oder durften wir nicht in die Moschee? Bange und lange Minuten. Die religiöse Sitte schreibt vor, unbeschuht das Heiligtum, die Moschee, zu betreten. Und wir Reisenden, Männlein wie Weiblein, kamen durch die Anforderung „Stiefel in die Hand, oder vielmehr an die Wand“ in etwas peinliche, sorgenvolle Lage. Man hatte die zahllosen Knöpfe an den Frauenstiefeln damals. Wie sollten wir sie, wenn sie geöffnet waren, später wieder schließen? Wir waren doch nicht gerade mit Schuhknöpfen in den Straßen von Smyrna spazieren gegangen. So sagten wir Frauen und Mädchlein. Diesmal überließen die Herren der Schöpfung es uns, die Argumente zu bringen. Und nach einigem Hin und Her bewilligte der große Derwisch mit erstem Gesicht unter seiner hohen, spitzen Mütze, dem schwachen Geschlecht zuliebe, den beiden Geschlechtern, daß man doch in die Moschee kommen dürfe. Mit dem feierlichen Gebetsruf, die Felle und Dedes im Betraum und auf der Empore, die uns alle aufnahm, nicht zu betreten. Selbstverständlich ehrten und achteten wir die religiösen Bräuche auf das genaueste.

Das „la illaha illa allahu“ ertönte dann unten in der Moschee. Vor der Gebetsnische, nach Osten gelegen, sitzend, begann der große Derwisch. Und der Chor folgte ihm eifrig. Ein Reigen mit rhythmischem Sang schloß sich an zum Schluß. Dann kamen Seltungen. Mütter brachten kranke Kinder vor den großen Derwisch. Verschiedene der eigenen Mönche bei dem Gottesdienst sind mir als typisch unvergesslich wieder vor Augen. So oft

ich an die Moschee denke, heben sie sich von den hellen Wänden ab.

Als unsere europäische Gruppe wieder vor der Medresse stand, wo die Unterhandlung wegen der beschuhten Füße stattgefunden, kam's endlich zutage. Nicht allein die vielen Knöpfe waren's gewesen. Man gestand es nun beiderseits ohne Scheu: War man denn so sicher, nach dem Herumlaufen von früh an, nicht ein kleines oder gar großes Loch im Strumpf dem lieben Nächsten zu präsentieren? Reisen strapaziert auch die widerstandsfähigsten Dinge. —

Gen Ephesus. „Groß ist die Diana von Ephesus!“ Wem klang es nicht durch den Sinn? Vor wessen Augen rühte nicht eine Epistel Pauli an die Epheser? Wer holte nicht den größwahnigen Herostrot aus einem Schubfach des Gedächtnisses? Und dann zuletzt das Bild der „großen Göttin“, des Symbols aller irdischen Fruchtbarkeit mit „dem Gürtel unter den Brüsten, worin so viele Tiere nisten.“

Man denke, wir fuhren mit der Eisenbahn gen Ephesus — das heißt nach dem Dorf Nazolu oder Aljalut, zu der Trümmerstätte, dem Ausgrabungsfeld. — Mit dem Rollen und Fauchen der Maschine ging der Goethe'sche Vers:

„Zu Ephesus ein Goldschmied saß
In seiner Werkstatt, pochte,
So gut er konnt, ohn' Unterlaß,
So zierlich er's vermochte“ —

denn: Groß ist die Diana der Epheser! Und zwischen dem Grau im Sande, den Säulenbrocken, Kapitälresten, Fundamentüberbleibseln immer der alte Ruf und Klang. Wägen ihn die Wellen drüben ans Gestade? Tragen ihn die Lüfte herbei? Dringt er aus dem gelbgrauen Sande, den Jahrtausende auf der Stätte gelagert?

Der Tempel der Diana, eins der sieben Wunderwerke der Welt! 650 vor Christi trahlte er, und feigte man sich vor der Göttin, deren Haus er war. Krösus neigte sich auch. Er stiftete Säulen und goldene Ninder für das Heiligtum, — ein frommer Donator der alten Zeit. Zu dem Himmel, der da lachenden Sonnenschein wärmend niederjendet, haben die Flammen aufgeschleudert, die der Tempelschänder Herostrot anzündete. — Er hat's erreicht, was er wollte. Durch eine Helbenstat konnte er nicht bekannt werden, so schrieb er in schwebender Gut seinen Namen — und er blieb. Aber — man baute das Heiligtum von neuem auf — schönere, die Welt durchstrahlender. — Da kam Nero und schleppte die Kunstwerke fort, und Goten waren es, die 262 nach Christo die Stadt zerstörten.

Heute Sand, in dem man wühlst, wühlst, hie und da sand und findet. Die früheste ionische Sage schreibt die Gründung von Ephesus den Amazonen zu. — Der einst wundervolle Hafen ist verlandet — das tat der Fluß Kaystros, auf dem die Barken glitten. Diana schützte ihre stolze Metropolis nicht.

Wo sind die Geschlechter, an die Paulus schrieb? Stammt der kleine hockende, Backschisch heischende Bub, der sich aus dem Sande emporwölzt, von ihnen ab? Schwarz sind seine Augen, rot seine Lippen, braun glänzt seine Haut, wie Bronze. „Geschlechter kommen und gehen und sinken wieder ins Grab.“ Es ist wie ein klingender Rhythmus — Spaten, Standstäben. Die da arbeiten, haben vielleicht Blut der einstigen Zerstörer in den Adern — Kreislauf der Welt Dinge.

Dann wieder der Eisenbahn zu, und mit ihr gen Smyrna, das nun die Metropolis vom kleinasiatischen Jonien geworden — und die Nachdämmerung fällt ein, und in ihr denkt man: — gen Ephesus komm' ich wohl nicht wieder.

Die Belagerer und Zerstörer von heute zischen in Sonnenaufgang, Abenddämmerung und Nacht ihre Bombengeschosse. Armes neues Smyrna! Ephesus träumt alte Träume.

Aus dem brennenden Verdun.

Ein norwegischer Berichterstatter, der kürzlich an der französischen Verdun-Front weilte, entwirft eine lebendige Schilderung von dem Eindruck der brennenden Stadt:

Wir stehen in einem Fort ein Stück über Verdun und sehen in die brennende Stadt hinab. Das Maastal liegt von zitternder Sonne erfüllt; zum erstenmal in diesem Jahr fühlen wir die Frühlingswärme in der Luft, und die großen Abhänge am Fluße beginnen allmählich grün zu werden. Die Maas selbst ist ganz grün, so daß sie wie ein Smaragdflössel, das sich aufs Geratewohl durch den Talboden krümmt, aussieht. Aber gerade unter uns wird das Kollier in zwei Teile zerschnitten — nämlich dort, wo Verdun liegt oder wo Verdun lag; denn jetzt brennt die Stadt an beiden Seiten, und der Rauch verdeckt den Fluß in einer Breite von 2 Kilometer. Nur hier und da entdecken wir zwischen den schwarzen Rauchmassen brennende Holzpfähle und alte Kleidungsstücke, die Hunderte von Metern hochgewirbelt werden. So brennt eine alte Stadt...

Während wir draußen im französischen Lager der Luftkanonen stehen, sind hier und da Bomben über die Stadt gefallen. Und von Norden in der Richtung auf Douaumont und den „Pfefferbüden“ bullern die Kanonen unaufhörlich. Es ist nicht möglich, die einzelnen Schüsse zu unterscheiden; alles fließt in einem gewaltigen Donner zusammen, ein Brüllen wie ein Wasserfall in der Hochwasserzeit, den tausend Klaster Holz auf einmal herabstürzen. Die Erde da drüben muß ein Loch bekommen haben, eine Revolution aus der Tiefe hat die Oberfläche zerrissen, und jetzt stürzt die Lava heraus. Das ist der jüngste Tag, und nun bekommen wir plötzlich, während wir zu unseren Automobilen zurückkehren, auch einen Gruß von ihm. Die Luft über unseren Köpfen beginnt wieder zu vibrieren; den meisten von uns sind diese Laute ja vertraut: es sind Bomben. Und ganz richtig — ein Hagelwetter von Bomben fährt auf die Stadt nieder. Wir sehen, wie hier und da Brände entstehen, eine kleine Villa erhält mitten in ihren Balken einen Schutz, und fängt sofort zu brennen an; die Bewohner sind fort, keiner eilt zum Löschen, ganz allein für sich brennt das schöne Häuschen draußen in der Ebene nieder. Wir sehen, wie eine Granate in einen alten Eichbaum gerade unter der Festungsmauer einschlägt und ihn mitten durchschneidet; die Knospen wollten gerade aufbrechen...

Als wir in die Stadt kamen, brannte es an sechs Stellen in einer Straße. Die Frage, ob Verdun zerstört ist, muß mit ja und nein beantwortet werden. Es gab Viertel, die noch gestern vollständig unberührt dastanden. Wie es jetzt ist, weiß ich nicht; aber hoffentlich ist die Zerstörung nicht weiter so rasch fortgeschritten, wie wir sie sich in den paar Stunden ausbreiten sahen. Aber wela! unendlich trauriger Anblick, durch diese Straßen zu gehen, selbst durch die, wohin der Brand noch nicht gelangt oder die Bomben noch nicht gefallen waren! Es gibt ja keine Zivilbevölkerung mehr in Verdun — wir sahen einen einzigen Zivilisten während unseres getrigen Besuches, und er hatte die besondere Erlaubnis des Obergenerals bekommen, auf ein paar Stunden in die Stadt zurückzukommen und ein paar besonders wertvolle Bücher aus seiner Bibliothek zu retten. Es wirkte wunderbar, fast unheimlich, diesen einzigen Zivilist in einer übrigens völlig menschenleeren Straße zu sehen. „Le civil de Verdun“ nannten ihn die Soldaten.

Wir gingen ein paar hundert Meter die Straße entlang. Als wir an das erste Haus zurückkamen, war inzwischen der Schlauch der Feuerwehr durch eine Bombe zerrissen worden. Eine Giebelwand stürzte gerade auf die Straße; wir kletterten über glühende Ziegelsteine und brennende Balken. Eine Apotheke und ein Goldschmiedeladen brennen einander gegenüber. Wir sehen die Kraken reihenweise von der Wand fallen; in den Rinnstein stürzen haufenweise brennende Bücher. Wir kommen auf Straßen, die noch nicht getroffen sind; aber die Stadt ist tot und erstarrt. Überall sind die Türen geschlossen und Läden vor die Fenster gesetzt. Vielsach haben die Bewohner noch eine besondere dicke Breiterlage vor den Fenstern angebracht, als ob dies irgendwas helfen könnte. Weiterhin sind kleine Gartenflecken vor den Häusern. Hinter dem Zaun grünt es, aber die Bäume sehen zerzaust und vernachlässigt aus. Blechdojen und alte Schuhe liegen auf den Blumenbeeten verstreut; dieses Jahr werden sie wohl wild wachsen, die Gärten in Verdun. Dort



Türkische Frauentypen.

Junge Neutürkinnen aus Nißch in ihrer eigenartigen Tracht, doch dem alten Brauche entgegen, unberücksichtigt

ist die Hälfte eines Hauses von einer Granate zerschlagen; ein paar durchlöcherter Bilder sind auf das Trottoir hinausgeschleudert, der Kochherd und die Küchenfächer liegen durcheinander unten in dem Ziegelsteinhaufen, oben in der zweiten Etage ragt die Hälfte eines Bettes gerade in die Luft hinaus, und ein vergoldeter Spiegelrahmen baumelt frei von einem abgebrochenen Balken. Aber am schlimmsten ist es, die Hunde und Katzen zu sehen, die mager und elend in den Straßen herumstreifen. In einem Viertel sahen wir eine Schar von 15—20 Hunden; sie fahren hinter einander her, als wenn die Tollheit bereits in ihnen wäre, einige von ihnen waren verwundet, vermutlich verbrannt oder von niederfallenden Ziegelsteinen getroffen. Wir bateten einen Soldaten, sich ihrer zu erbarmen und sie zu erschießen. Ein Offizier erzählte, daß man bereits 300 Katzen und Hunde getötet hätte, die in der Stadt zurückgelassen worden waren, als die Bewohner sie räumten.

Wohl dem der feinem Herzen glaubt,
Ihm gibt, was es zu tieff begehrt,
Und unterläßt, was es verwehrt,
Wenn's auch die ganze Welt erlaubt.
Heinrich Schenck

„Als ich zur Fahne fortgemüßt“.

Kriegshumoreske von einem literarischen Leutnant.

„Als ich zur Fahne fortgemüßt — — —“. O ja, es war zum Abschiednehmen just das rechte Wetter“, denn „grau wie der Himmel lag vor mir die Welt“. Wenn man mit fünfunddreißig Jahren bei 190 Pfund Körpergewicht und einer großen Dosis Widerspruchsgeist noch Soldat werden muß, so bedeutet das wirklich keine Kleinigkeit. Da hatte mein Hauptschriftleiter (früher sog. „Chefredakteur“) ganz recht, daß er in absentia die armen Vorgelegten bedauerte, die mich in Schliff bekommen würden. Ein klein wenig bedauerte er allerdings auch mich — — —

In der einen Hand den Bestellungsbefehl und in der anderen einen Handkoffer und Regenschirm, harrie ich in Reif und Glied der Dinge, die da kommen sollten.

Und diese Dinge kamen.

Ein Feldwebel, fürchbar grimmig, schnauzbebartet, offenbar nach einem Originalkunftsblatt der „Fliegenden“ ausgeücht, steuerte auf mich los, stand vor mir still, stemmte die Arme in die Hüften und funkelte mich mit rollenden Augen zornbevend an. „Sie Brillenmensich. — Sie, Herr da, wollte ich sagen, was soll das Jahrmarktsspekt in Ihrer linken Vorderlaffe?“ Ich sah ihn entgeistert und verständnislos an. „Herrrrrr, gloßen Sie mir nicht an wie ne Zistypflanze, den allen Paraplui, den Regenschirm meine ich! Den hätten Sie rechtzeitig Ihrer Großmutter verehren sollen. Soll ich Ihnen dett Bestell vielleicht jehorjamst aufbewahren? Auf jeden Fall sage ich Ihnen: In zwei Minuten muß das Scheusal verschwinden sein! Verstanden?“ — „Jawohl, Herr Feldwebel!“

Ein Hintermann flüsterte mir zu: „Reich den Schirm rückwärts!“ So geschah es. Von diesem Augenblick an habe ich ihn niemals wieder gesehen, obwohl er mich 30 Emmchen gefolgt hatte.

Nachher pflanzte sich der Feldwebel wieder vor mir auf; diesmal in Begleitung eines Unteroffiziers, der zu ihm paßte, wie ein Ei zum andern. „Herr Unteroffizier, dieser unwahrscheinliche Brillenmensich hier hatte sich sogar einen Regenschirm mitgebracht. Was sagen Sie dazu?“ — „Ich bin einfach sprachlos! — Das scheint mir der Richtige!“ „So, scheint Ihnen das? Mir ooch! Ubrigens, Refrut Müller, was sind Sie im Zivilberuf?“ „Schriftleiter, Herr Feldwebel!“ „Schriftleiter? Hier wird Deutsch geredet, verstehen Sie, Mann, also Redakteur sind Sie! Das habe ich mir gleich gedacht: Entweder Redakteur oder Glückszitter! Aber seien Sie ganz unbelorgt, Herr, wir werden hier schon einen ordentlichen Menschen aus Ihnen machen. Ob Sie überhaupt durchaus Fensterstreiben auf der Nase tragen müssen, wird der Herr Oberstabsarzt auch feststellen. Ich werde Sie liebevoll im Auge behalten!“

Nicht wesentlich glimpflicher erging es mir bei der Einkleidung auf der Kammer. Und das kam so. Ich zückte nämlich einen Taschenspiegel, um mich zu vergegenwärtigen, ob die Rücke, die mir mit großartiger Wuppitzität als „passend“ zugeschanzt wurden, auch an Kragen richtig saßen. Wie vom Bösen belesen, schoß der „Kappendamm“ auf mich los, entriß mir den Spiegel und schrie mich an: „So, Himmisfokta, Refrut damischer, soll i Dir net am End' gar an Feilerpiegel hier aufbauen?“ Ich wagte schüchtern einzuwenden, daß mir der Kock am Kragen zu eng sei und drücke. „D da feist sich garnix! In a Stückerl zwoa Wochn wirft schon doan Fett valiern, Schmeerbaach vafressener!“ —

Später kam ich richtig zum Stabsarzt, von wegen der „Fensterheiben“. Ich wollte ihm eine sachliche Darstellung meiner Kurzsichtigkeit sagen. Da kam ich aber schief an: „Bitte, mein Sohn, die Diagnose stelle ich, nicht Sie! Halten Sie Ihren verehrten Hand, bis ich Sie frage!“ — Er prüfte die Brille. „Was sind Sie?“ „Redakteur, Herr Stabsarzt!“ „Schriftleiter also, hier wird deutlich geredet!“ Na, schließlich beiseite er ja die Notwendigkeit der „Fensterheiben“, sehr zum Aerger des Feldwebels, der gern gesehen hätte, daß ich des „unmühen Zerrats“ beraubt worden wäre.

Mein Hauptspatz versprach er sich jedenfalls mit mir beim Turnen. Allein es kommt, wie Wilhelm Busch sehr richtig sagt, erstens immer anders und zweitens als man glaubt. Mit Stauten mußte er immer merken, daß ich trotz meiner Größe und Dicke wohl der beste Turner der ganzen Kompagnie war. Vorjüngend in sicherer Erkenntnis meiner einfrigen Einberufung hatte ich mich nämlich schon seit Kriegsbeginn wieder einem Turnverein einverleibt. Das kam mir jetzt ausgezeichnete zustatten, denn der Hauptmann nahm sich infolge meiner turnerischen Vorzüge meiner warmherzig an und da ein Schriftleiter sozusagen kein Analphabet ist, erkomm ich die ersten Sprossen der militärischen Rangleiter unheimlich schnell. Zwar trat durch eine kleine Verwundung in der Champagne eine Pause ein, aber danach kam ich zum Offizierskursus und wurde bald Leutnant.

Als mich dann eine nochmalige Verwundung selbstdienstuntauglich machte und zum Garnisondienst verdonnerte, wollte es der Zufall, daß ich nunmehr der unmittelbare Vorgesetzte meines Rekrutenfeldwebels wurde. Na, der war nun wieder ziemlich sprachlos, und als ich ihn eines Tages ganz privatim ins Gebet nahm, meinte er treuherzig: „Ich habe einen scharfen Blick, Herr Leutnant, ich bin Menschenkenner! Gleich von der ersten Stunde an wußte ich, daß „in Sie“ ein tüchtiger Offizier steckt!“ So eine richtige deutsche Kompagniemutter ist eben nie zu verblüffen. In Wirklichkeit war der Feldwebel trotz seines rauhen

Neuheren ein guter Kerl. Aber auch das erfuhr ich, warum er gerade auf die Redakteure so schlecht zu sprechen war. Er dichtete nämlich im geheimen, jedoch keineswegs aus poetischem Drange, sondern um seine Einnahme zu verbessern, denn er hatte einmal gesehen, daß ein Einjähriger für ein Gedicht 25 Mark erhalten. Allein die Redakteure schienen sich gegen den dichtenden Feldwebel verschworen zu haben und sandten ihm seine Vogen teils mit vernichtender Kritik im Briefkasten als „ungeeignet“ zurück. Dafür hatte ich denn nur büßen sollen. Kleine Ursachen — große Wirkungen. Aber wenn einmal Frieden ist, dann nehme ich ein Gedicht von meinem Feldwebel in unserer Zeitung auf, das beginnt also:

„Als ich zur Fahne fortgemüht,
Ward meine Minna krank
Vor Leid und Schmerz, und hat geküßt
Mich auf der Dienbank!“

Die Heimkehr.

Von Alfred Hein, Kriegsfreiwilliger.

Der Urlaubszug! Er rast wie kein anderer und fährt doch zu langsam. Den schönsten Menschen, voll der herrlichsten Liebe für Deutschland, gibt er das heilige Fest — das Wiedersehen des Vaterlandes.

Sein Schrei ist Freude, sein Mattern Erregung. Seine Fenster sind bunt von lächelnden Gesichtern und träumenden Augen...

Tausendstimmig lachend und schwabend flog der Zug durch Kriegstrankreich.

Jetzt aber ist es wunderbar still. — Nur die Sachsen und Pfälzer können ihre Bewunderungsworte nicht lassen.

Und die vom Rhein zittern, lächeln, sprechen ganz ganz leis: Liebe, liebe Heimat —
Gütige steigen schon aus, Wink und Wort un-s-flogen.

Das glücklichste Lachen auf den Lippen.

* * *

Kranken im Dämmer.
Nur Giebel, blaue Glockenblumenfelder,
läutendes, lautendes Abendland.
Märchen weben.
Erinnerung lächelt, die seine Frau.
Das Volkslied lehnt am Baume dort und singt:
„was mein einst war“

Das Volkslied lehnt am Baum und singt. Es hat das Antlitz des Mädchens, das ich in einem Mai geküßt und verlassen, und längt nicht mehr liebe —

Doch in dem Augenblick hab ich es wieder lieb
Weh ums Herz wird mir —
So schlafe ich ein in meiner Fensterdecke
Der Krieg ist fort

Wie die Träume schon durcheinander malen,
fühle ich, daß mir lange nicht so selig-weh zumute war...

Selig — weh...
Du mein Deutschland! —
Thüringen als Morgengabe zur deutschen Heimkehr!

Liebversteckte Bänke: wer mag gestern hier ge-
gessen haben? Ein Mädchen allein mit dem Stern
der Sehnsucht?

Einmal Waldwege, leicht bergan zur Sonne:
in wie vielen Kriegerherzen träumen sie als
Glücksstraße!

Ein Friedhof, Requiescant in pace! Ruhet
in euern alten, schönen, traulichen Frieden von
einst weiter!

Wir heute sind härteren Herzens und sterben
leichter.

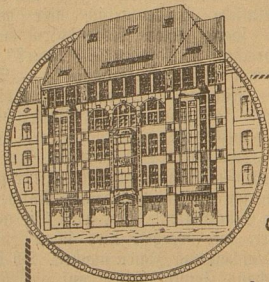
Zeitenzerissen heben sich vom morgensonnigen
Himmel die grauen Burgruinen ab. Ob um die
Trümmer von heute kommende Geschlechter auch
solch heiligen Zauber weben werden? Ich kann es
mir eigentlich nicht denken...

Erst, erst in der Tanneneinsamkeit der Berge
blumenlächelnd, blühte die Saale.

Der Hoffhauer mit seinen Raben erzählt.
Sage und Geschichte. Ich sehe sie stehen, die Väter,
in ihren alten blauen Uniformen jubelnd dem mit
Glück und wenig Blut erkaufenen neuen Reich —

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 15263, 15264 u. 15265
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Ich sehe den alten Barbarossa. Wie oft ging ich als Schulknabe im Traum in seine Gruft und sah den ... bartumwachsenen Tisch von Marmelstein. Sah die Ritter in Ehrfurcht und Sehnüch, ebenso stolz und kühn zu sein.

Heute fühle ich auf meinem Haupte den Schwertschlag der weltfriedenbringenden Germania.

Das Sachsen der emsigen Arbeit, umrahmt von Bergeshatten am Himmelsrande. Die reiche, ruhige, von stillen Städten plaudernde Elbe.

Welcher wird das Herz; Die Heimat! Vergessen sind Thüringen, der Rhein.

Ein schlesisches Dörchen erzählt seine Geschichte. Im Wald das Schloß! Der Graf ist zu Haus, schwabt die flatternde Fahne! Wir haben heut Kirchweih, jauchzen die Gloden! Und Hochzeit dazu, flüstern die Blumentränze dort an der Haustür.

Breslau! Ich fiebre. Paarmal lese ich den Namen am Bahnhof. Die Buchstaben tanzen.

Wir überfließen sich in mir: Erinnerung, Erwartung, Hoffnung, Sehnüch, Glück und Liebe...

Was ist? Du kommst nach Haus wie früher — alle Tage. In die raucherbüsterte, ober-schlesische Industriestadt. Was ist —?

Die Gedanken jagen aus wie in Angst... Geht das froh und heilig ersehnte Glück nun am Ziel in Trümmern? Erlebe ich jetzt nicht das Schönste?

Bald daheim. Die Hochöfen glühen in die Nacht. Hundertstündig schimmern die arbeit-särmenden Bergwerke und Eisenhütten. Tausend Laternen auf den Strecken blühen bunt und weiß. Manche erkenne ich schon wieder. —

Sie wissen nichts.

Vor der Tür meiner alten, lieben Stube stehe ich. Sie schlafen schon.

Warum die Haustür gerade heut nacht nur angelehnt war?

Wartete das Glück auf mich?

Aus Frankreich komme ich. Kein Brief, keine Depesche hat es ihnen gebracht. Wie freue ich mich auf die Ueberrahlung. Doppelt schön dadurch scheint mir das Wiedersehen.

Nun stehe ich und lausche.

Träumte Mutter von ihrem Sohn in Feindes-land?

Mütterlein — — — Morgen...! Heute will ich nur den Bruder wecken. Er schläft in meiner Stube...

„Franz!“ „Franz!“

„Ich flöhe...“ „Franz!!!“

Die Tür öffnet sich. Ich halte einen schreienden Mund zu —

Ins alte, weiche Bett gehe ich schlafen. Die traurige, grünlicherrige Lampe lächelt und grüßt schlafend...

Nach immer erzählen die Bilder und Bücher im Bücherregal die alten Geschichten.

Der Tisch — die Stühle — der Ofen — Lebt der Goldfisch noch?

Ja, dort tanzt er am Nachttischchen im grünen Glas.

Mein Bruder und ich durchplauschen die Nacht, immer wieder uns auf die Wiedersehensgesichter der anderen morgen freuend.

Der Morgen graut. Ich kleide mich in Grau und Wehr.

Mein Bruder weckt sie: „Wißt ihr schon das Neuste?“

„Guten Morgen!“ rufe ich und stehe in der Tür am Schlafzimmer.

Sie fliegen mir entgegen.

Die Liebe feiert in unserm Heim ihr heiligstes Fest.

Die Schwestern weinen und lächeln. Die Mutter läßt mich nicht mehr los.

Was Vater und Bruder taten, weiß ich nicht, denn ich sehe selbst vor Tränen nichts.

Wie ferne ist die Schlacht!

Es dämmert. Das Zimmer füllt sich mit Erinnerung aus dem Frieden.

Ich stehe am Fenster. Leicht wie der Wind bin ich auch.

Das Herz wird zum Falter; die Hand formt sich in seliger Sehnüch wie ein Lied ohne Worte

Es ist sehr still. Das Glück ist nicht weit.

Wetern um die Zeit aber wartete es noch auf mich.

Die Wünsche werden, es solle so bleiben. Doch die Sterne stehen auf und schauen in die Schützengräben.

In einer Wolke jagt über den lachenden Mond der Tod.

Rätsel-Ecke

Rätsel.

Wer von euch ist klug und fleißig? Dreißig kleine Rätsel weiß ich. Spitz das Ohr und bist die Feder. Und nun schreib' dich auf ein jeder:

Welche Uhr hat keine Näder, Welcher Schuh ist nicht von Leder, Welcher Stod hat keine Zwinge, Welche Schere keine Klinge?

Welches Fuß hat keinen Keil, Welches Pferd hat keinen Schweif, Welches Häuschen hat kein Dach, Welche Mühle keinen Bach?

Welcher Hahn hat keinen Kamm, Welcher Fuß hat keinen Damm, Welcher Bod hat keine Haut, Welches Glöckchen keinen Laut?

Welcher Kamm ist nicht von Bein, Welche Wand ist nicht von Stein, Welche Kuh hat gar kein Horn, Welche Nase keinen Dorn?

Welcher Busch hat keinen Zweig, Welcher König hat kein Reich, Welcher Mann hat kein Gehör, Welcher Schiffe kein Gewehr?

Welcher Schlüssel sperrt kein Schloß, Welchen Karren zieht kein Hof, Welchs Futter frist kein Gaul, Welche Kage hat kein Maul?

Welcher Bauer pflügt kein Feld, Welcher Spieler verliert kein Geld, Welcher Knecht hat keinen Lohn, Welcher Baum hat keine Kron?

Welcher Fuß hat keine Zeh', Welcher Streich tut keinem weh, Welcher Wurf und Stoß und Schlag? Hat nun, wer da kann und mag.

Gut.

Auflösung folgt in nächster Nummer. Auflösung des Rätsels in voriger Nummer: Bart — Trab.

Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.
Berlin SW, Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 152 63, 152 64 und 152 65.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Obermoseler	1,—
1909er Remicher	1,10
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer-Weine

1908er Gensinger	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	2,—

Rot- und Bordeaux-Weine

Fronsac Bordeaux	1,30
1911er Cru du Moulin	1,50
1909er Saint Seurin	1,75
1911er Cru Bayle Soussans	2,—

Als Spezialität empfehlen wir: per Ltr.

Französischer Rotwein	1,75
Obermoseler	1,10
Edenkobener	1,10
Tarragona (rot) portweinähnlich	2,25

In Korblaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

exklusive Glas

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68,
Ritterstraße 50.

Erleben ersehnten:

Gebet des Kaisers

von Harry Sheff

für eine Singstimme mit Klavierbegleitung

von Oskar Pösch

königl. Professor und Musikdirektor

Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg. für Porto.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50

In unserem Verlage erschien:

Preussisches Fischezeigesetz

Nach den übereinstimmenden Beschlüssen beider Häuser des Landtages vom 22. und 31. März 1916

— Amtliche Ausgabe —

Preis 50 Pfennig sowie 10 Pfennig für Porto gegen vorherige Einsendung des Betrages.

Niemand hat gesunde Beine

jetzt nötiger als die Daheim-gebliebenen. Schwere Leiden sind häufig die Folgen von Krampfadern. Man verlange rechtzeitig bei Haut- und Beinleiden aller Art die gratis-broschüre: „Lehren u. Ratschläge“ von Dr. R. Weise & Co., Hamburg 25.



DRESDEN, Scheffelstrasse.

hat allein „Atama“-Straßfedern

solche bleiben 10 Jahre schön und haben: 30 cm lang 3 Wt., 35 cm 4 Wt., 40 cm 5 Wt., 45 cm 6 Wt., 50 cm 12 Wt., 55 cm 18 Wt., 60 cm 25 Wt. Schwale Federn, nur 15—20 cm breit, haben 50 cm lang 3 Wt., 60 cm 6 Wt., Straßfedern 5, 10, 20 Wt. Reiter 1, 2, 4, 6 Wt. bis 60 Wt. Gantblumen 1 Section voll 3 Wt.

Bei Bezug von Waren bitte sich auf dieses :: Blatt zu berufen ::

Sommersprossen

entfernt nur Crème Any in wenigen Tagen garantiert! Machen Sie einen letzten Versuch; es wird Sie nicht reuen! Pkto. M. 2/70 (Nachn. 2/35). Gold-Medaille London Berlin, Paris 1882 notariell beglaubigte Danksehr. beistatliert nur i. Apotheke

z. Elseborn Mann, Strassburg 16 Els.

Gegen Gicht und Rheumatismus

nur Girheubin

Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel

Vollkommen unschädlich!

Reguliert die Magen- und Darmtätigkeit

Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

Preis der Dose: Mark 3.50

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18. — franko.**

In den Apotheken erhältlich
oder durch die

Girheubin G.m.b.H.
Berlin SW, Ritterstraße 50



Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter V. . . , Bützow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F. . . , Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N. . . , Frankfurt a. M. Sie sandten mir eine Probedose Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B. . . , Wolfsbüttel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A. . . , Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Derselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R. . . , Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L. . . , Friedberg (Oberbay.). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin beizulegen.

Dr. A. A. . . , Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R. . . , Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H. . . , München. Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S. . . , Saarburg. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W. . . , Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F. . . , Koshelm. . . . daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen. . . .

Dr. N. . . , Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T. . . , Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T. . . , Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W. . . , Netphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Badekuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Eißholz, Neuföhn — Verlag: Preußische Verlagsanstalt G.m.b.H., Berlin SW63. — Rotationsdruck: Hilsheim Grobe, Berlin SW33.

